

Die „Kortschagins“ feierten Jubiläum



Solist im Chorkonzert des Ensembles „Pawel Kortschagin“ war Robert Schumann (Mitte). Er sang Theodorakis-Melodien aus „Axion esti“.

... und dann „wehte“ der „Freie Wind“ doch noch

Ensemble „Pawel Kortschagin“ gestaltete im Gewandhaus ein eindrucksvolles Chorkonzert

„O Tülee weit, o Höhen“ – am 10. Februar 1954 sang eine Handvoll Slawistikstudenten der Karl-Marx-Universität dieses eindrucksvolle Lied von Felix Mendelssohn Bartholdy nach einem Text Josef v. Eichendorffs. Diese Probe war quasi die Geburtsstunde jenes Ensembles, das seit 1959 den Namen „Pawel Kortschagin“ trägt. Es war somit eine Erinnerung, aber auch ein Dankeschön an die Begründer dieses Ensembles, daß die heu-

Kortschagin bat und der ihm anlässlich der 350-Jahr-Feier der Leipziger Universität verliehen wurde, seinen künstlerisch-politischen Standort gewählt, so umhin auch stets die erarbeiteten Programme diese politische Position. So war natürlich auch das Programm im Kleinen Saal des Gewandhauses dieser Tradition verpflichtet – slawisches Liedgut wurde ebenso dargeboten wie Ausschnitte aus Theodorakis' „Axion esti“ oder internationale Volkslieder.

Besonders beeindruckend war für mich die Interpretation der Theodorakis-Melodien, die von Robert Schumann als Solist, behutsam und einfühlsam vom Chor und Instrumentalisten begleitet, gesungen wurden. Erst seit wenigen Jahren gehören diese Lieder zum Repertoire.

Von starkem aktuellem Bezug war das Lied „Niemals mehr“, das die Folgen von Krieg und Hungernot benennt und aufruft, alles zu tun, damit die Völker davon bewahrt werden.

War der erste Teil des Konzerts vor allem den stillen, eindringlichen Liedern vorbehalten, so ging es im zweiten Teil heiter und beschwingt zu. Es konnte die Frage „Was ist schöner als sich heitere Liedchen (zu) singen“ (Dunajewski) auch entsprechend beantwortet werden. Die „Klingende Speisekarte“ gehörte da ebenso dazu wie das rumänische „Trinklied“ – mit Augenzwinkern interpretiert vom Leiter des Ensembles, Dieter Graubner – oder das Tanzlied aus dem 17. Jahrhundert, „O wie so schön und gut.“

Es war ein schönes Programm – nur auf einen hatte man bis dato vergeblich gewartet: auf das „Lied vom freien Wind“. Aber dann kam es doch noch, denn das hastnackige Publikum forderte Zugabe um Zugabe. So erklatschte es sich u. a. die alte Studentenhymne „Gaudemus igitur“, und dann wehte der „Freie Wind“ von Dunajewski doch noch durch den Saal. Der Solist kam – aus dem Publikum. Das langjährige Ensemblemitglied Uwe Hempel, der dieses Lied so oft während seiner „Kortschaginzeit“ gesungen hatte, ließ es sich nicht nehmen, sein Ensemble zu unterstützen und dem Publikum seinen Wunsch zu erfüllen.

Es war ein großes Konzert, das, wenn es nach dem Willen der Zuhörer gegangen wäre, mindestens noch einmal so lang hätte sein können.

GU DRUN SCHAUFUSS



Mitglieder des Ensembles „Pawel Kortschagin“. Fotos: Andreas Hübe

Großer Abend mit Freunden von vier Kontinenten

Wunder sind in diesem „Winter“ kein Wunder. Und so konnten am 2. Februar wieder einmal „Rosen“ erblühen – diesmal in der Musikalischen Komödie „Die „Rosenzäuber“ oder „Partner“ waren Jungen und Mädchen aus 30 Ländern von vier Kontinenten. Sie alle gehören zum Ensemble „Solidarität“ unserer Universität, diesmal verstärkt durch das sowjetische Ensemble „Rhythmen der Freundschaft“ von der Moskauer Universität der Völkerfreundschaft „Patricia Lumumba“, das dem großen Abend eine besondere Nuance verlieh.

Die außergewöhnlichen Rosen, die die Freunde überreichten, suchen in jeder Jahreszeit, in allen Teilen unseres Erdballs: Es sind die Lieder und Tänze der Völker, die niemals wehen, die künden von Freude, Zweisicht aber auch von Leid und Kampf. Ein 3-Stunden-Programm wirkte über die Bühne, das so richtig Empfindungen der Akteure auf

der Bühne auf das Publikum im Saal übertrug.

Polnischer „Oberk“, vietnamesischer „Palmenhüttentanz“, beschwingter Gortentanz, russische Quadrille (hier tanzten die sowjetischen Freunde des Ensembles „Solidarität“ gemeinsam mit Freunden des Ensembles „Rhythmen der Freundschaft“), das kämpferische „Black power“ der Freunde vom ANC und vieles mehr – schon Bekanntes aber immer wieder Begeisterendes darunter – wucherten sich ab. Eine Palette tänzerischer Farben und Formen, untermauert von poetischen Liedern, wie das „Hanoi, meine Stadt“, dargeboten von Son oder auch das bekannte Lied „Die Verweigerung“, interpretiert von den Gruppen Griechenland und Zypern mit der zypriotischen Solistin Maria, die mit ihrer glasklaren Stimme das Publikum zu langem Beifall herausforderte.

Schade nur, daß die gemeinsamen Gesänge von Frankes „Friedens-

hymnus“ und Eislers „Solidaritätslied“ auf Grund der Tempodifferenzen zwischen Chor und Musikenspieler in Wirkung einbüßten.

Eine besondere Bereicherung für die ohnehin immer beeindruckenden Konzerte war zweifelsohne das Ensemble „Rhythmen der Freundschaft“, das in seinen Tänzen ein wahres Feuerwerk an temperamentvollen Tänzen stapulte. Besonders farbenfroh waren der Tanzbild „Una hat Moskau zu Freunden gemacht“, in dem Tänzerinnen und Tänzer aus 12 Ländern Ausschnitte aus der Folklore ihrer Völker zeigten oder auch der ausdrucksstarke „Fischertanz“. Mit Anmut und Grazie überbrachte dieses Ensemble ferner ein „Tanz-Souvenir“, das das Publikum natürlich gern annahm.

Es erblühten an diesem Abend also „Rosen im Februar“, die wohl keiner, dem sie angeboten wurden, abblühte ...

GU DRUN SCHAUFUSS



„Black power“ – ein Tanz der Gruppe des ANC.



Temperamentvoller Tanz der Freunde aus Moskau.



Die Mitglieder des Ensembles „Solidarität“ unserer Universität. Fotos: ADN-ZB/Grubitzsch (2), B. Görne (2)



Ein Gopak, dargeboten vom Ensemble „Rhythmen der Freundschaft“.



Seit 1977 leitet Dieter Graubner das Ensemble.

gen „Kortschagins“ diese Melodie an den Beginn ihres festlichen Chorkonzerts im Kleinen Saal des Gewandhauses anlässlich des 35-jährigen Bestehens des Klangkörpers stellte. Ich möchte gleich voranstellen: Es war beeindruckend zu erleben, wie die zahlreichen „Ehemaligen“, die der freundlichen Einladung zur Geburtstagsfeier gefolgt waren, begeistert mitsummten, sich dabei an viele Auftritte, aber auch an die Hunderte anstrengender Probestunden erinnernd. Und so war die Frage „Weißt du noch...?“ die wohl am meisten gestellte an diesen Tagen. Viele „Ehemalige“ hatten weite Wege nicht gescheut, um dabei zu sein, sich wiederzusehen, Erinnerungen auszutauschen.

35 Jahre sind nun vergangen, in denen sich ein Kollektiv entwickelt hat, das mit seiner politischen Ausstrahlungskraft nicht nur an der Universität, sondern auch über deren Grenzen hinaus wirksam wird. Hat das Ensemble schon 1959, als es um die Verleihung des Namens „Pawel

Dr. Merian von unserer Universität gab einen Einblick in das vielfältige Schaffen des Künstlers, das in die Zeit um die

Vielseitiger polnischer Künstler geehrt

Veranstaltung zum 120. Geburtstag von Stanislaw Wyspianski

Jahrhundertwende fällt. Als Sohn eines Bühnenaufbauers, der als Schüler nur im Zeichen die Note „1“ hatte, versuchte er sich in allen Kunstströmungen bis hin zur Möbel- und Stoffgestaltung und arbeitete gar an einem Projekt für den Umbau des Wawel. Zwölf dramatische Werke stammen von ihm, darunter „Die Hochzeit“, das als sein reifstes und bedeutendstes dramatisches Werk gilt. Ausgangspunkt ist die damals in Mode gekommene Heirat eines Künstlers mit einem Bauernmädchen. In Träumen und Visionen kommt dann jedoch in Masse Verdrängtes zum Vorschein. Wie Andrzej Wajda diese komplizierten Verflechtungen von fröhlichen und grauenerregend-blutigen Szenen im Film umgesetzt hat, das konnten die Besucher in dem anschließenden Streifen „Wesele“ („Die Hochzeit“) erleben.

Die vielseitige Symbolistik jedoch stellte, wie Merian betonte, immer neue Denkaufgaben. Er erklärte zu Beginn seines Vortrages, daß es schwer sei, Wyspianski in seiner Komplexität zu würdigen. Dennoch ist es wichtig, daß wir uns des polnischen Universalitätstüchters erinnern. Und wer künftig nach Krakow kommt, der nimmt sich vielleicht die Besichtigung der Original-Werke Wyspianski vor.

—hast—

„Denn sie weiden kein Gras“

Buchpremiere für bulgarischen Schriftsteller

Das Bulgarische Kultur- und Informationszentrum, der Aufbau-Verlag Berlin und Weimar sowie der Klub der Bulgaren unserer Universität luden kürzlich zur Buchpremiere von Tomowos Erzählungen „Denn sie weiden kein Gras“ in das Haus des Lehrers ein.

Der bulgarische Schriftsteller, Alexander Tomow, geboren 1944, studierte an der Kliment-Ohrizki-Universität Sofia Bulgaristik. Nachdem er sich einige Zeit mit Lyrik beschäftigte, begann er im Alter von 39 Jahren Erzählungen zu schreiben. 1983 erschien seine erste Kurzprosa „Straße zur Vorstadt“, der „Klegie für Vogel“ (1983), „Die heilige Anna“ (1984) und „Das Gedächtnis“ (1985) folgten. Durch diese Erzählungen gelangte er zu großer Popularität, nicht nur in Bulgarien. Erst in letzter Zeit wandte Tomow sich auch Romanen zu und veröffentlichte 1987 „Die Windmühle“. Bis Ende dieses Jahres ist „Die Korruption“ angekündigt.

Wie er selbst von sich sagt, ist Tomow „als Schriftsteller von zwei wesentlichen Stimmungen erzo-gen worden. Lyrik (in Form von Beaudelaire) ist die eine Richtung, die russische Klassik und die moderne sowjetische Literatur (Schukschin, Rasputin) die andere. Wenn es Einflüsse gibt, so finde ich das ganz normal, denn man muß von seinen Vorbildern und Meistern lernen.“ Doch auch Drehbücher liegen von ihm vor.

Sein letzter Band „Denn sie we-

den kein Gras“ wurde von Dr. Barbara Beyer aus den Erzählungen „Die heilige Anna“ und „Das Gedächtnis“ zusammengestellt. Damit erschien in der DDR die erste selbstständige Ausgabe von Tomowos Erzählungen, die auf eine große Resonanz stieß. Auch der Übersetzer, Hartmut Herbol, zeigte sich beeindruckt: „Er weiß eine Sprache zu finden, die sofort in das Milieu seiner Erzählungen einführt, aber auch dem Übersetzer viel abverlangt.“

In einzelnen Erzählungen stellt er den Egozentrismus der jüngeren Generation der Älteren gegenüber, übt Verhaltenskritik und Kritik an den vorherrschenden Verhältnissen, ihr Einwirken auf das gesamte Verhalten und Handlungen der Menschen. „Ich möchte die Entwicklung der älteren Generation darstellen, genauso wie den Nutzen, den die Jungen davon haben, auch wenn ich sie vielleicht manchmal etwas idealisiere. Deshalb bin ich zutiefst überzeugt, daß meine Helden prächtige Leute sind, die furchtbar viel wissen, offensive und attraktive Menschen sind und sagen, was sie denken.“

Zwei Momente der Erzählweise sind in diesem Buch von ihm anzutreffen: Auf der einen Seite beschreibt er handfeste berührende Geschichten, in denen seine „Helden“ sich in bis zum Zerreißen angespannten Situationen bewähren müssen, und andererseits benutzt er gern die Geschichte als eine Art

Rahmenhandlung und läßt seine „Helden“ selbst erzählen. Wie Tomow sagt, seien für ihn in solchen Erzählungen nicht die Geschehnisse an sich wichtig, sondern der Mensch, der sie erzählt. Diese Menschen, deren Probleme, Verhaltensweisen und Philosophie bringt er dem Leser anschaulich in wirkungsvollen Farben von Monologen, Szenen und öffentlichen Mahnungen nahe.

Oh stellt Tomow, egal ob bei der jüngeren oder älteren Generation, das „Mensch sein“ in Frage, prüft sie nach ihrer Integration in die Gesellschaft, nach ihrer Entwicklung als Mensch überhaupt. Seine „un-scheinbaren Helden“ wachsen in ganz alltäglichen Situationen des Alltags, die den Menschen dennoch viel abverlangen, über sich hinaus – jedoch ohne Tribunalität – und erreichen somit einen erstaunlichen Nuancenreichtum.

Trotzdem läßt Tomow, wie er selbst sagt, sie am Kreuzweg zurück, über deren Schicksal, weitere Entscheidungen und Reaktionen soll nun der Leser selbst verfügen, nachdem er genügend in ihren Charakter, ihre Lebensweise, ihre Gewohnheiten eingeführt ist. Beim Werk Tomowos darf man kein Happy-End erwarten.

Alexander Tomow – ein bulgarischer Schriftsteller, der anregt über die Zeit, in der wir leben, nachzudenken, selbst Aktivitäten zu entwickeln. Er selbst will auf die Verhaltens- und Handlungsweisen der Menschen Einfluß nehmen.

Mit seinen Romanen und Erzählungen sicherlich ein Autor, der nicht nur in Bulgarien, sondern auch bei uns zunehmend einen breiten Leserkreis finden wird. M. Z.

Mit poesievoller Ausdruckfülle, klanglich geschlossen

Die mythologisch geprägte Liebesgeschichte um „Dido und Aeneas“ – überliefert in Vergils berühmtem literarischen Hauptwerk „Aeneis“ – faszinierte viele Komponisten des 17. und 18. Jahrhunderts, forderte phantasievolle nuancierte musikalische Werke heraus: von Cavalli, Stefani, Scarlatti, Porpora, Hasse, Jommelli, Holzbauer, Paisiello. 1689 wurde erstmals die nach einem Libretto Nahum Tate notierte Version Henry Purcells gespielt, wobei bemerkt – da für Privatwacke bestimmt – in einem Pan-sionet für Edelfräulein in Chelsea.

Das im vergangenen Jahr gegründete (zumeist studentische) Kammerorchester „Sinfonietta“ nahm sich einzelner Sätze dieser sensiblen, „redenden“ Musik an, wählte vor allem knopp gefällige Instrumentalsätze sowie

einzelne Arien des dreiaktigen Opernwerkes aus. Zweifellos eine Bereicherung für das Publikum des jüngsten akademischen Konzerts: Die Musik er-spielt die facettenreichen, zerbrechlichen Gesten mit poesievoller Ausdruckfülle, sorgfältig in der Artikulation, klanglich zumeist geschlossen und wohlbeherrscht, auch wenn Horst För-

Zum Akademischen Konzert

ster keineswegs Kontrastreichtum forderte. Ilka Sehnert von der Hochschule für Musik „Hanns Eisler“ Berlin übernahm die Soli (Partien der Dido, Belinda und der zweiten Frau) weitgehend weich und einfühlsam, offen für sensible Stimmungen. Eine deutlichere Artikulation hätte ich mir allerdings ge-

legendlich gewünscht.

Mit den vier „Jahreszeiten“-Konzerten Wivaldis, einer an Regungen überreichen, dabei zutiefst empfindlichen Musik, wagte sich das Kammerorchester an ein höchst diffiziles Werk heran. Es war erfreulich, wie feinfühlsam und kultiviert die Instrumentalisten wesentliche Haltungen dieses zwischen Lebensfreude und düsterer Beschaulichkeit pendelnde Spiegelbild natürlichen Werdens und Vergehens hervorkehrten: das zunächst vorsichtig, doch bald überschwingliche Spießlein im Frühling, Sonnenschwermere und Stürme im Sommer, Tanzlust im Herbst, Erstörung und Kälte im Winter. Christian Funke beherrschte den Solopart sicher, auch differenziert, ohne aber auf virtuosen Glanz Wert zu legen.